

ALS SOZIALARBEITERIN VIER WOCHEN IN KENIA – EIN ERFAHRUNGSBERICHT

Ich habe im März 2004 vier Wochen an einem Studienprogramm für SozialarbeiterInnen in Kenia, Ostafrika, teilgenommen. Das Programm wurde von CIF – Council of International Fellowship organisiert. CIF ist eine Non-Profit Organisation, die den internationalen Austausch zwischen SozialarbeiterInnen zum Ziel hat und in europäischen, asiatischen und afrikanischen Ländern internationale Studienprogramme anbietet (für nähere Informationen siehe Kontaktadresse CIF Austria).

Eindrücke

Jetzt sind es nur mehr 3Tage bis zur Abreise. Die monatelangen bürokratischen und organisatorischen Formalitäten sind erledigt - habe mit meiner 1. Gastfamilie E-Mails ausgetauscht.

Habe erst heute nach zweiwöchiger Suche ein zufriedenstellendes Video über Österreich und Wien in englischer Sprache gefunden.

Viele diverse Artikel/Berichte /Broschüren über Sozialarbeit in Österreich hab´ ich schon gelesen. Habe noch immer bisserl "Bammel" meinen eigenen Arbeitsbereich in englischer Sprache zu präsentieren - hatte ja keine Ahnung vor wie vielen Personen, CIF- Mitgliedern und anderen ZuhörerInnen ich referieren sollte. Wusste über die Lebensbedingungen vor Ort nur wenig Bescheid - natürlich hatte ich so meine Vorstellungen und "Bilder" durch diverse TV-Berichte und Literatur im Kopf.

Endlich Ankunft am Flughafen in Nairobi. Zusätzlich im Gepäck Kleidung für den einmonatigen Aufenthalt in Nakuru/ viele Broschüren /Infomaterial zwecks Austausch mit SozialarbeiterInnen in Kenya und als kleine Geschenke: Kochbücher mit Wiener Küche und Schneekugeln mit Riesenrad und Stephansdom.

Heute - Monate später weiß ich, dass ich das nächste Mal Geschirrtücher mitnehmen kann - heißbegehrte Mangelware in Nakuru.

Pastor Olekimiti wartet auf mich - statt der erwarteten formellen Begrüßung, bin ich von den herzlichen Umarmungen überrascht.

Am nächsten Tag warten wir am Busbahnhof in Nairobi - es ist staubig, Menschenmassen drängen sich, um das nächste Matatu (Kleinbus) in die "rural-area" zu erreichen, um ihre Familien am Wochenende zu besuchen.

Die Straßen sind rough - die ersten Zebras am Straßenrand gesehen.

Verspätet komme ich in Nakuru an - das Einführungsseminar hat schon gestartet - ich lerne die 2. Teilnehmerin, Laina aus Schweden und 10 CIF - Mitglieder kennen.

Die Einführungsreferate über Rolle und Methoden der Sozialarbeit in Kenia und die ökonomische und politische Situation waren sehr informativ, obwohl ich sehr müde war. Der zweite Teil der Referate über die Familienstrukturen war besonders aufschlussreich - Die Familie ist die Basis, der Vater ist die Hauptautorität und der Versorger, trotzdem die Mutter Hauptverantwortliche für die Erziehung der möglichst vielen Kinder ist, ist der Vater die letzte Instanz in Bezug auf die Entscheidung der Zukunft der Kinder (auch nichts Neues). In der Praxis schaut das dann so aus: In meinen beiden Gastfamilien war der Vater nicht anwesend - die erste Gastfamilie schien ökonomisch gut versorgt, der Vater arbeitete in Nairobi und kam nur selten zu Besuch nach Hause, für wichtige Entscheidungen musste er extra anreisen. In der zweiten Gastfamilie fehlte der Vater gänzlich, nach jahrelangem Rechtsstreit konnte die Mutter Unterhaltsgeld für die beiden Kinder erwirken, damit hatten diese die Chance auf Schulbildung im Internat - eine übliche Praxis für Familien, die sich das der Kinder wegen leisteten. Miete, Stromrechnung und Lebensmittel sind mit dem täglichen Kampf ums Überleben nie gesichert. Das Wasser zum täglichen Bedarf musste von weit hergeholt werden, die klassische Aufgabe der Frau in der Familie.

Komplett ungewohnt waren für mich die täglichen Gebete vor und nach allem: beim Essen, beim Seminar, bei Schulungen, vor dem Referat,

Diese religiösen Praktiken sind Teil des täglichen Lebens und das gemeinschaftliche religiöse Leben ist verbindende und haltgebende Struktur für die Menschen - das Christentum/ die Kirche ist den Menschen im Zuge der Kolonialisierung aufgezwungen worden - mittlerweile ist das Christentum fest verankert. Glaubensgemeinschaften finden sich zusammen, die auch viele alte traditionelle Riten übernehmen und ein starkes konstituierendes Element für den gesellschaftlichen Zusammenhalt bieten. Kaum ein sozialarbeiterisches Projekt oder Institution ist staatlich gefördert, die meisten Projekte werden von der Katholischen Kirche getragen.

Täglich besuche ich nun eine Vielzahl an diversen Institutionen und Projekten. Die Motivation der dort tätigen SozialarbeiterInnen ist enorm hoch und von Eigeninitiative gekennzeichnet. Die sozialarbeiterische Tätigkeit unterscheidet sich von der unserigen in den fehlenden Geld-Ressourcen, kaum aber in den Methoden. Viele Projekte wären ohne ehrenamtliche MitarbeiterInnen nicht durchführbar. Es sind oft junge Menschen, die die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit von sozialarbeiterischer Arbeit erkennen und die halbwegs ökonomisch abgesichert sind.

Fast alle Projekte sind auf Spenden- und Fördergelder angewiesen. Lukrieren von diesen Geldern ist ein täglicher Kampf.

Kommt einige Monate kein Geld herein, können z.B. Straßenkinderprojekte und Wohngemeinschaften ihre Kinder nicht mit den täglichen Lebensmitteln und Wasser versorgen, nicht mit den nötigen Hygieneartikeln, Kleidung, Heften und Schulartikeln und keinerlei Ressourcen für eine Schul- und Berufsausbildung zur Verfügung stellen. Somit landen viele wieder auf der Straße, wo sie durch Betteln und Diebstähle zu überleben versuchen.

Die Straßen der Städte sind voller Kinder - einige Straßenkinder versuchen der Trostlosigkeit mittels Drogen zu entkommen.

Ich werde gewarnt, mich keinesfalls ab 19.00 auf der Straße aufzuhalten - ohne Straßenbeleuchtung traut sich niemand mehr hinaus. Außer einige SozialarbeiterInnen, die des Nachts in diversen Parks so manches Kind zu überzeugen versuchen, sich Hilfestellung fürs Überleben von Erwachsenen in Kinderheimen zu holen.

Die wirtschaftliche Abhängigkeit von den "global players" und das Zusammenspiel von korrupten Regierungen und Einrichtungen wie der Weltbank und der WTO schaffen Armut und hohe Arbeitslosenraten und den Verlust von Land.

Die Slums rund um Nakuru wachsen - am Rande des weltberühmten und von Touristen wegen der hohen Flamingoanzahl viel besuchten Nationalparks, zeigen mir drei junge Burschen eine Slumschule, die sie in Privatinitiative gegründet haben. Täglich sammeln sie einige kleine Kinder (Alter: 3-6 Jahre) in dem Lehmhaus zusammen. Sie erhalten einmal täglich warmes Essen und werden von einer Lehrerin unterrichtet - alle diese Kinder sind Waisen - ihre Eltern sind an AIDS gestorben. So manches Kind ist auch von der Krankheit gezeichnet. Mir wird erklärt, dass die HIV/Aidsrate in den Slums 50 % beträgt.

Eine Vielzahl an Aidsprojekten versucht die Ansteckungsgefahr mittels Aufklärung und Tests zu vermindern. Kondome sind nicht leistbar, ebenso die medizinische Versorgung - es gibt keine Krankenversicherung. Ich höre von SozialarbeiterInnen, dass der Erfolg ihrer Tätigkeit vor allem in der sinkenden Ansteckungsrate der Jugendlichen zu werten ist.

Die staatlich subventionierten Kinderheime, die ich gesehen habe, sind voll mit Kindern und Jugendlichen, die bei einem Diebstahl von der Polizei geschnappt werden. Mich erschrecken die kahlgeschorenen Köpfe der Buben und Mädchen, die im Innenhof - einem Gefängnis gleich - zum Nichtstun verurteilt werden. Es fehlt an allem hier - keine Stühle, keine Tische, kein Spielmaterial. Ich lerne einen Rechtsanwalt kennen, der bemüht ist, die Kinder in

"bessere" Heime unterzubringen, bzw. Eltern oder Verwandte der Kinder ausfindig zu machen.

Auch das Mädchengefängnis wird staatlich subventioniert - hier fehlt der Stacheldraht und auch die Hofeinfahrt ist immer offen - die meisten jugendlichen Mädchen sind wegen kleiner Diebstähle, die sie als Hausmädchen begangen haben, inhaftiert. Ich bin besonders erschrocken, als ich erfahre, dass Mädchen verurteilt werden, weil sie abgetrieben haben. Viele Mädchen sind schon viele Jahre weg von ihren Familien – sie wissen nicht, wo sie hin sollten - dort erhalten sie eine Berufsausbildung und werden auch nachbetreut.

Polizeistation: vor unseren Augen wird eine Frau von ihrem Mann verprügelt - Blut rinnt über ihr Gesicht - kein Mensch greift ein - wir versuchen eine Polizistin auf diese Situation aufmerksam zu machen - niemand erklärt sich als zuständig. Das patriarchale Gewaltpotential Frauen gegenüber ist sehr hoch.

Beim Besuch des Projektes FIDA, einem Zusammenschluss einiger RechtsanwältInnen, die sich für Frauenrechte einsetzen, wird mir erzählt, dass sie sich aufgrund der hohen Anzahl von Hilfe suchenden Frauen nur noch um die wirklich schlimmen Fälle kümmern können - schwerste körperliche und sexuelle Gewalt in der Familie ist zwar gesetzlich verboten, aber viele Frauen, die sich in ökonomischer Abhängigkeit vom Mann befinden, wissen nicht wohin sie sich wenden können - dass die Polizei nichts unternimmt haben wir ja gesehen. In Nairobi, der Hauptstadt von Kenia, befindet sich ein einziges Frauenhaus, das körperlich misshandelte Frauen nur wenige Wochen nach dem Spitalsaufenthalt aufgrund der Verletzungen durch den Ehemann, bei sich aufnehmen kann.

Immer wieder im Laufe meines Aufenthaltes in Nakuru lernte ich Frauen kennen, die sich sehr engagiert für Frauenrechte einsetzen.

Sehr interessiert an dem Konzept des Frauenhauses und der gesetzlichen Struktur in Österreich zeigten sich einige Frauen bei meinem Besuch der Gender-Universität und einer Familienberatungsstelle der Katholischen Kirche. Schnell wurden Emailadressen ausgetauscht und heute, Monate nach meinem Aufenthalt in Kenia höre ich, dass diese Frauen eine Frauenberatungsstelle gegründet haben mit dem spezifischen Fokus für Frauen und deren Kinder, die von häuslicher Gewalt betroffen sind. Als nächstes Projekt haben sie sich zum Ziel gesetzt, ein Frauenhaus zu gründen - natürlich mit dem Fokus der besonderen Problematik von Kenianischen Frauen.

Es verblüfft mich besonders, dass es Menschen in Nakuru immer wieder schaffen aus dem Nichts heraus Projekte aufzubauen. Für uns unvorstellbar, ohne Geld in einem winzigen Projektraum ein Konzept zu erstellen und die notwendigen Kontakte mit verschiedenen Menschen und Institutionen aufzubauen und danach auch wirklich das Projekt mit hoher Professionalität durchzuführen.

Am vorletzten Tag meines Aufenthaltes besuchte ich ein Slum-Mädchenprojekt, das sich zur Aufgabe gestellt hat, jungen Müttern, die neben den Müllhalden der Stadt leben und dadurch auch überleben, indem sie aus dem Abfall sowohl Lebensmittelreste als auch Verwertbares für den Verkauf sammeln, eine bessere Lebens- und Berufsaussicht zu bieten. Allein mit dem Besitz einer Nähmaschine und der Ausbildung als Näherin wäre es möglich zu überleben und nicht im Müll wühlen zu müssen.

Das Fehlen jeglicher Mittel und die Armut, die ich dort gesehen habe, ist mit nichts in unseren Ländern zu vergleichen.

Auch Jahrzehnte nach der "Unabhängigkeit" von Kolonialismus wird dieses Land ausgebeutet. Fast alle Fabriken, Ländereien, die Maschinen und das Know-how in Kenia sind im Besitz des westlichen Kapitalismus.

Tee, Kaffee, Obst und Gemüse wird in Kenia angebaut und exportiert. Armut wird geschaffen und die Zusammenhänge sind global zu betrachten. Solange sich an den Bedingungen nichts ändert, können sich auch die Lebensverhältnisse der KenianerInnen nicht wesentlich ändern.

In der gegenwärtigen Situation ist die spezielle Problematik, die Herausforderungen, denen die SozialarbeiterInnen in Kenia gegenüberstehen, folgende:

1. Drogenmissbrauch und Alkoholismus
2. HIV/Aids - 500 Kenianer sterben täglich
3. Armut
4. kulturelle Riten und Praktiken, wie Genitalverstümmelungen
5. hohe Rate an Unbildung, Analphabetentum
6. Häusliche Gewalt, hohe Mordrate und Selbstmordrate
7. Einfamilienhaushalte (alleingelassene Mütter mit vielen Kindern ohne jegliches Einkommen)
8. ungewollte und ungeplante Schwangerschaften
9. massive Erwerbslosigkeitsrate - Fehlen von Jobs

Das Ausmaß des täglichen Handlungsbedarfs von Sozialarbeit in Kenia ist nicht mit unserem zu vergleichen, denn es fehlt trotz bzw. wegen den oben schon erwähnten Gründen an jeglichen Ressourcen. Ohne dem hohen Engagement und der Motivation der SozialarbeiterInnen in Nakuru wäre eine professionelle Sozialarbeit nicht möglich.

Die Erfahrungen, die ich in Kenia gemacht habe, sind sowohl für mich persönlich als auch für meine Tätigkeit als Sozialarbeiterin sehr wertvoll. Die Einsicht in kulturelle Hintergründe und Sozialisation von afrikanischen Frauen, die ich in meiner Tätigkeit als Sozialarbeiterin hier berate und betreue, verschafft mir eine neue Sichtweise in Bezug auf die spezifische Problematik, der sie zu Hause in ihrem Heimatland als auch hier in Österreich gegenüberstehen.

Artikel verfasst von:

DSA Martina Hopp, Sozialarbeiterin seit 1995 (Verein Wiener Frauenhäuser), hat 2004 an einem vierwöchigen CIF – Austauschprogramm in Kenia teilgenommen.